



SPIEGEL
Bestseller

Gesa
Neitzel

LÖWENHERZEN

Zwei unterwegs
in Afrika

ullstein extra 

ging es nicht darum, welche großen Tiere einem begegneten, sondern welche kleinen man nicht aus Versehen niedertrampelte. Und es ging darum, in jedem Moment genau das anzunehmen, was einem gegeben wurde. Das war es, was Safaris mit der Seele anstellten und warum so viele Menschen das sogenannte »Afrika-Fieber« bekamen. Wer einmal hier war, der kam immer wieder.

Wir folgten einem Pfad mit frischen Elefantenspuren, und ich ertappte mich dabei, wie ich voller Neugier und Aufregung die Spuren las, als wären sie Worte in der Zeitung, die jemand am Morgen las. Frisch in den Sand geschrieben stand dort, was die Elefanten und die anderen Tiere in den letzten vierundzwanzig Stunden getrieben hatten.

Ein dampfender Haufen Elefantenmist ließ uns wissen, dass die Spuren frisch genug waren, um die Verfolgung aufzunehmen. Nicht immer lohnte sich der Aufwand, den Verursacher einer frischen Tierspur aufzuspüren. Vor allem Elefanten konnten sich einfach viel schneller durch den Busch bewegen als wir. Kaum überraschend, immerhin sind sie um einiges größer als wir und haben zwei Beine mehr.

Aber am frühen Morgen bewegen sich vor allem Herdentiere zumeist noch recht langsam, da sie die Morgenstunden gern beim Fressen verbringen und sich langsam von Busch zu Busch vorarbeiten.

Es mochte verrückt erscheinen, sich einer Herde Elefanten überhaupt zu Fuß nähern zu wollen, immerhin konnten diese Tiere einiges an Schaden anrichten. Aber wenn man es richtig anstellte, die Windrichtung im Auge behielt und die Spuren zu lesen verstand, war es ein unvergleichliches Erlebnis, die Tiere zu »tracken« und sie am Ende dann auch tatsächlich zu finden. Die San-Buschmänner der Kalahari-Wüste – wahrscheinlich die besten Spurenleser, die heutzutage noch auf der Welt wandeln – berichteten auf Nachfrage oft von dem Gefühl, dass sie buchstäblich zu dem Tier wurden, das sie gerade aufspürten. Sie begannen, so zu denken und zu fühlen wie das Tier, und das ermöglichte es ihnen, es schlussendlich zu finden. Interessanterweise hatten die Buschmänner aber Elefanten nie gejagt, denn die Dickhäuter waren laut der San dem Menschen zu ähnlich, was die emotionale Intelligenz anging. Tatsächlich konnten Wissenschaftler*innen diese emotionale Tiefe bei ganz vielen Tieren feststellen. Oktopusse zum Beispiel empfinden Depression und Traurigkeit auf ganz ähnliche Weise wie der Mensch. An diesem Morgen im Okavango-Delta konnten wir uns selbst davon überzeugen, dass auch Elefanten zu diesen Gefühlsregungen fähig waren.

Als wir uns durch ein Dickicht vorarbeiteten, stoppte Okwa die Gruppe und deutete auf die Lichtung, die vor uns lag. Dort, in der Mitte der offenen Ebene, stapfte eine Herde von ungefähr zwanzig Elefanten langsam durch das sonnenverbrannte Gras. Jedes einzelne Tier hielt an einer Stelle inne, und als ich Franks Fernglas ergriff und hindurchschaute, konnte ich erkennen, dass genau dort ein paar riesige weiße Knochen auf dem Boden lagen: die Überreste eines Elefanten. Sie alle erwiesen den sterblichen Überresten ihre Ehre, indem sie sie mit ihren Rüsseln küssten, beschnupperten, abtasteten. Es ist bekannt, dass Elefanten dieses Verhalten an den Tag legen, und ich hatte absolut keine Zweifel daran, dass diese Tiere Trauer empfinden konnten. Aber was würde ich dafür geben herauszufinden, was genau in ihnen vorgeht, wenn sie Elefantenknochen auf ihrem Weg vorfinden. Wonach rochen diese Knochen für sie? Wie konnten sie sie unterscheiden? Denn interessant war auch, dass sie dieses Verhalten nicht an den Tag legten, wenn sie zum Beispiel an den Knochen einer Kudu-Antilope vorbeigingen. Mir drehte sich der Magen um bei dem Gedanken daran, dass diese unfassbar intelligenten Tiere ohne Zweifel auch erkennen konnten, wenn ein Tier auf brutale Weise getötet wurde, etwa von Wilderern, die es auf die Stoßzähne abgesehen hatten.

Wir verbrachten fast eine halbe Stunde im Schatten des Dickichts und beobachteten die Elefanten, die keine Ahnung hatten, dass wir dort waren, während Okwa den Johnsons im Flüsterton mehr über diese

atemberaubenden Tiere erzählte. Mich fasziniert, wie ähnlich die Dickhäuter uns Menschen sind. Sie sind zum Beispiel dafür bekannt, dass sie starke und intime Bindungen zwischen Freunden und Familienmitgliedern entwickeln können und lebenslange Freundschaften schließen. Es steckt auch viel Wahres in dem alten Sprichwort *Elefanten vergessen nie*. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis ist in der Wildnis überlebenswichtig, um Wasserstellen, sichere Pfade und ausreichend Nahrungsquellen zu finden. Elefanten konnten in freier Wildbahn bis zu siebzig Jahre alt werden. Genau wie für uns war es daher für sie wichtig, Teil einer Gruppe zu sein, in der sie sich geborgen fühlten.

In der Elefantenwelt spielte »Frauenpower« eine große Rolle, da die Weibchen und ihre Jungen in den Herden lebten, während die Bullen oft »beiseitegeschoben« wurden, wenn das Testosteron im Teenageralter überhandnahm. In der Regel gab es ein Leittier, die Matriarchin, die oft das älteste Weibchen war, während der Rest der Herde aus ihren eigenen Nachkommen bestand. Da sie die Älteste war, hatte sie die Erfahrung und das Wissen, die der Herde in schwierigen Zeiten das Überleben sicherten. Es ist ihre Aufgabe, die Herde zu Wasser und Nahrung zu führen und den Tieren beizubringen, wie sie sich vor Gefahren schützen können. Junge Weibchen bleiben in der Regel bei der Herde, während die Männchen die Herde verlassen, um das Leben eines eher einsamen Elefantenbullens zu führen.

Nach einer Weile gab die Matriarchin auf der Lichtung ein tiefes Rumpelgeräusch von sich, und keine Minute später versammelte sich die ganze Herde um sie herum, bevor sie alle dem Leittier folgten und die Lichtung verließen. Nur ein besonders sturer Teenager verharnte noch eine ganze Weile bei den Knochen, vielleicht hatte er eine besondere Beziehung zu dem verstorbenen Tier gehabt. Aber als er bemerkte, dass seine Familie ihn zurückgelassen hatte, trompetete er einmal aufgeregt und trollte sich schnell, um zu der Herde aufzuschließen.

Als Okwa sicher war, dass sich alle Elefanten entfernt hatten, traten wir ins Freie. Der Boden rund um das Skelett war völlig platt getrampelt, und an einigen Stellen waren die Knochen geschmeidig glatt wie das Marmor eines Springbrunnens in Rom, an dem Millionen von Tourist*innen ihre Hände rieben, weil sie glaubten, dass es Glück brachte. Da der Schädel recht klein war, vermutete ich, dass es sich um einen jungen Elefanten handeln musste. Sogar die Stoßzähne waren noch intakt. Frank hob einen davon vorsichtig auf und reichte ihn herum. Als das Elfenbein mich erreichte, stellte ich erstaunt fest, wie schwer es war. Von der Größe eines Baseballschlägers, wog es bestimmt an die fünf Kilo.

»Und für dieses einfache Stück Zahn sterben jährlich Tausende von Elefanten und Dutzende Menschen, die versuchen, sie zu beschützen«, sagte Frank und schüttelte den Kopf.

»Wie viel wäre dieses Stück Elfenbein wert?«, fragte Henry.

»Schwer zu sagen.« Frank überlegte. »Die Preise ändern sich ständig. Vielleicht zehntausend US-Dollar für den ganzen Zahn? Wobei, es hat viele Risse und ist in keinem besonders guten Zustand ... vielleicht weniger.«

»Was?!«, stießen Beth und Shawn gleichzeitig aus. »Wer würde denn so viel Geld für ein Stück Zahn ausgeben?«

»Chinesen«, sagten Okwa und Frank wiederum gleichzeitig. Okwa erklärte: »In China gilt es als Statussymbol, Elfenbein zu besitzen. Dort wird es zu feinen Schnitzereien und Statuen verarbeitet, die die reichen Leute sich dann ins Wohnzimmer stellen können.« Eine Runde unverständliches Kopfschütteln ging durch die Reihen.

Ich legte den Stoßzahn vorsichtig wieder dorthin, wo Frank ihn aufgehoben hatte, und fragte mich insgeheim, ob die Elefanten beim nächsten Mal würden riechen können, dass wir hier gewesen waren. Ich strich vorsichtig über den Schädel, und als Okwa unsere Gruppe weiterführte, blieb ich noch ein paar

Sekunden allein zurück, tief berührt von diesem Ort. Es ließ sich schwer in Worte fassen, wie sehr ich Elefanten in mein Herz geschlossen hatte, und die Tatsache, dass diese intelligenten und feinfühligsten Tiere noch immer für ihr Elfenbein gejagt und brutal abgeschlachtet wurden, machte mich unendlich traurig und wütend.

Das muss man sich einfach einmal vor Augen führen: Im Jahr 1930 streiften bis zu zehn Millionen wilde Elefanten durch riesige Gebiete des afrikanischen Kontinents. Doch jahrzehntelange Wilderei und Konflikte hatten die Elefantenpopulationen seitdem immer mehr dezimiert. 2016 schätzten Expert*innen, dass Afrikas Elefantenpopulation innerhalb eines Jahrzehnts um 111 000 Elefanten zurückgegangen war. Heute gab es nur noch knapp 400 000 Elefanten in ganz Afrika! Und obwohl die Elefantenwilderei tendenziell rückläufig ist, bewegt diese Art sich weiterhin gefährlich Richtung Aussterben. Bei dem Gedanken, dass Elefanten zu meinen Lebzeiten von dieser Erde verschwinden könnten, wurde ich noch wütender.

Hier in Botswana lebten derzeit mehr Elefanten als in jedem anderen afrikanischen Land, und das Okavango-Delta blieb die letzte Hochburg der verbleibenden afrikanischen Elefanten. Ein Ort, an den der Mensch nicht mal mit einem Geländewagen vordringen konnte. Bei all der Grausamkeit, der diese Tiere ausgesetzt waren, war zumindest das ein kleiner Trost. Das Okavango-Delta war ein letztes Stück vom Ursprung, und es zu bewahren, sollte unsere Pflicht als Erdenbewohner*innen sein.

Wir verbrachten die heißen Mittagsstunden am Ufer einer kleinen Lagune, die Okwa und seine Jungs als krokodilfreie Zone identifizierten und zum Schwimmen freigaben. Es brauchte allerdings ein bisschen Überzeugungskraft, um die Johnsons, Frank und mich ins Wasser zu bewegen. Aber als die Sonne hoch am Himmel stand, uns allen der Schweiß den Rücken runterlief und Okwa sich mitsamt all seiner Kleidung wie eine Hyäne zur Abkühlung ins Wasser setzte, taten wir es ihm schließlich alle gleich. Die Sandwiches, die Ona zum Lunch vorbereitet hatte, schmeckten noch besser, weil wir sie im kühlen Nass verspeisten. Die Johnsons legten sich schließlich zum Trocknen in die Sonne, stets bewacht von Okwas Team. Okwa, Frank und ich planschten noch eine Weile.

»Okwa, was müsste ein Ausländer anstellen, um in Botswana als Guide zu arbeiten?«, fragte Frank.

»Hm, schwierig.« Okwa goss sich mit seiner leeren Kaffeetasse etwas Wasser über den Kopf. »Ich kenne leider nicht viele internationale Guides in Botswana. Die Stellen werden alle an Einheimische vergeben.«

Frank nickte, etwas geknickt.

»Wieso? Willst du es versuchen?«, fragte Okwa.

»Ja, theoretisch schon. Ich habe alle botswanischen Qualifikationen, aber habe auch gehört, dass es fast unmöglich ist, ein Arbeitsvisum zu bekommen.«

»Hmm«, summte Okwa zustimmend. Er lächelte freundlich: »Ich würde dich einstellen, du kennst deine Vögel besser als ich.«

Während die beiden sich weiter unterhielten, zog ich mich mit der Ausrede zurück, mal kurz hinter einen Busch verschwinden zu müssen. Aber tatsächlich betrückte es mich ein wenig, dem Gespräch zu lauschen. Wenn es für Frank schon ein Ding der Unmöglichkeit war, eine Anstellung als Guide zu bekommen – wie sollte ich das dann jemals hinbekommen, als deutsche Frau, mit nichts weiter als der südafrikanischen Ausbildung in der Tasche, aber keinerlei Arbeitserfahrung? Aber gleichzeitig musste das auch so sein: Wenn ein Job ohne Probleme von einem Batswana erledigt werden konnte, sollte kein*e

Ausländer*in die Stelle stattdessen besetzen dürfen. Das Letzte, was ich wollte, war, irgendjemandem etwas wegzunehmen. Und während ich hinter einem Termitenhügel hockte, kam ich wieder bei der Frage an, die mich schon seit Wochen begleitete: Wo war mein Platz in dieser neuen Umgebung, die ich so sehr lieben gelernt hatte? War es überhaupt in Ordnung, dass ich als weiße Europäerin gerne hier leben und arbeiten wollte?

Als ich zu unserem wilden Planschbecken zurückkehrte, schien Frank mal wieder meine Gedanken zu lesen, denn er fragte Okwa: »Und was ist mit Gesa? Wie stünden ihre Chancen?«

Ich spürte, wie ich rot anlief.

»Gesa hat bessere Chancen als du, Frank«, rief Okwa aus, »weil sie Deutsch spricht! Viele Lodges stellen Übersetzer an, die Seite an Seite mit den Guides arbeiten.«

»Wirklich?« Mein Herz machte einen kleinen Hüpf, als Okwa begeistert nickte.

»Aber ohne Frank bleibe ich nicht hier!«, sagte ich.

»Na, dann musst du ihn wohl heiraten, damit er als Ehemann an deiner Seite bleiben darf!« Okwa lachte laut auf und klopfte Frank kumpelhaft auf die Schulter.

Als wir am späten Nachmittag, nach einer weiteren nervenaufreibenden Mokoro-Fahrt, in unser Camp zurückkehrten, wurde eine Tradition geboren, die Frank und ich seitdem auf Safari pflegen würden. Später fand ich heraus, dass wir sie mit meiner allergrößten Heldin teilten: Am Abend setzten wir uns mit einem schottischen Whisky vor unser Zelt und ließen den Tag Revue passieren, genau wie die Umweltaktivistin und Schimpansenforscherin Jane Goodall das tat.

Wir saßen auf zwei Klappstühlen unter dem kleinen Zeltvordach und tranken *Famous Grouse* aus den Emailletassen, die eigentlich für den Kaffee am Morgen gedacht waren. Für eine ganze Weile lauschten wir dann schweigend dem *Tu-li-kuck-kuck-kuck-kuck-kuck* eines Kupferschwanzkuckucks im Schilf und dem scheppernden Klirren der Tassen, mit denen wir auf einen verdammt guten Tag anstießen.

»Weißt du was?«, fragte ich Frank schließlich.

»Was?«, antwortete er und nahm einen Schluck.

»Ich glaube, nachdem ich mich erst mal dran gewöhnt habe, könnte ich das hier für immer machen.«

»Was? Safaris?«

»Nee, das hier.« Und mit dem Finger deutete ich auf uns beide, irgendwo in Botswanas Wildnis, wunschlos glücklich vor einem kleinen Zelt.

Kapitel 9

Eine denkwürdige Nacht

Nach der Safari mit den Johnsons kehrten wir nach Maun zurück und checkten wieder bei Bianca und John Clarence ein, wo wir uns für die nächsten Wochen wie zu Hause fühlten. Das hatte ich schon immer gern gemacht. Egal wo ich auf der Welt unterwegs war, ich nistete mich gern stets für ein paar Tage oder Wochen in einem Haus oder Apartment ein und testete aus, wie es sich anfühlte, dort zu leben. Solange ich denken konnte, hatte ich schon immer Fernweh gehabt, das tief sitzende Verlangen, fremde Orte zu entdecken, neue Erfahrungen zu sammeln, meinen Füßen zu folgen, die, im Gegensatz zu meinem Kopf, nie einen Plan brauchten. Es brauchte ein paar Jahre, bis ich feststellte, dass das Fernweh eigentlich gar kein Fernweh war. Vielmehr war es Heimweh. Die Sehnsucht nach einem Ort, an dem ich endlich Wurzeln in den Boden wachsen lassen konnte. Für mich war seit dem Abitur klar gewesen, dass ich gerne irgendwann auswandern würde, wenn sich die Chance ergab.

Ich erinnere mich noch genau daran, dass ich in Berlin Briefe an meinen zukünftigen Partner schrieb, die ich dann irgendwo in der Stadt liegen ließ. Darin schrieb ich, dass ich es kaum erwarten konnte, ihn endlich kennenzulernen; dass es mir ein gutes Gefühl gab zu wissen, dass er bereits irgendwo da draußen sei und dass wir uns sicher eines Tages treffen würden, wenn die Zeit reif sei. Ich schrieb diese Briefe auf Englisch, obwohl ich doch in Deutschlands Hauptstadt unterwegs war. Frank würde erst mit mir zusammen, Jahre später, zum ersten Mal nach Deutschland reisen, aber mir gefiel der Gedanke, dass ich ihn mit diesen Briefen vielleicht doch irgendwie in mein Leben geschrieben habe.

Wir verbrachten die Tage in Maun hauptsächlich mit Recherchen rund um das Thema Einwanderung nach Botswana, trafen uns mit Expats, die Maun für den Zeitraum ihres Visums vorübergehend ihr Zuhause nannten, und mit Safari-Unternehmern, die von Maun aus ihr Business führten. Von Okwa hatten wir außerdem die Telefonnummer eines Einwanderungsexperten bekommen, der in Visa-Angelegenheiten helfen konnte. Allerdings erreichten wir immer nur seine Mailbox, sodass Frank ihm schlussendlich eine Nachricht hinterließ, in der er kurz unsere Situation schilderte und um Kontaktaufnahme bat. Zu guter Letzt schickten wir einen Haufen E-Mails mit unseren Lebensläufen raus, um einmal vorsichtig vorzufühlen, wie tief das Wasser hier in Maun war. Leider mussten wir schnell feststellen, dass es *sehr* tief war. Wir hatten das zwar vorher erwartet, aber nun hatten wir die Bestätigung: Auf uns hatte hier wirklich niemand gewartet.

Als Ausländer*in eine Anstellung als Guide in einer botswanischen Lodge zu finden, war schier unmöglich. Und man musste sich natürlich auch fragen, warum das so war: Die botswanische Regierung wollte ihren eigenen Landsmännern (und Landsfrauen) die Jobs in der Tourismusbranche geben. Und dafür hatten wir natürlich volles Verständnis. Aber während unseres Aufenthalts wurde uns auch klar, dass wir uns ein Leben genau hier wirklich vorstellen konnten. Kennt nicht jeder solche Orte? Orte, an